



Ein spannendes Mosaik

MARKUS HESSE

Im Census 2000 wurden in den USA 281,4 Millionen Einwohner gezählt. Damit stieg die amerikanische Bevölkerung seit 1990 um 13,2 Prozent.¹ Als Ursache dieses starken Wachstums gelten sowohl eine positive natürliche Entwicklung als auch starke Netto-Einwanderung; beides ist nicht zuletzt auch im Kontext der beispiellosen Wohlstandsperiode der Neunzigerjahre zu sehen.²

Die Bevölkerungsgewinne und -verluste verändern die Kulisse im nationalen Kontext (siehe Kasten), vor allem aber in den Metropolregionen. Im Jahr 2000 leben 80,3 Prozent der amerikanischen Bevölkerung in diesen Ballungsräumen, davon ein Drittel in Regionen mit mehr als 5 Millionen Einwohnern. Der Anteil der Ballungsräume an der Gesamtbevölkerung ist seit 1990 leicht gestiegen, die Wachstumsrate war dort mit 14 Prozent größer als außerhalb der Ballungsräume (10 Prozent). An der Spitze der Rangskala liegt der Großraum New York/New Jersey/Long Island, gefolgt von der Metropolregion Los Angeles und dem Großraum Chicago. Der Korridor Washington D. C.-Baltimore sowie die San Francisco Bay Area (mit Oakland und San Jose) folgen auf den nächsten Plätzen, vor den alt-industrialisierten Regionen des Nordostens wie Philadelphia, Boston und Detroit sowie Dallas-Fort Worth im Westen.

Die Städte und ihr Umland

Die positive Bevölkerungsbilanz auch solcher Städte des altindustrialisierten Gürtels im Nordosten, die über Jahrzehnte von massiver Abwanderung geplagt

waren, hat manche Kommentatoren schon von einer Renaissance der (Kern-)Städte sprechen lassen. Für ein solches Urteil ist es aber sicher zu früh, zumal viele regionale Daten erst im Laufe dieses Jahres vorliegen werden. Es ist eher das Stimmungsbild, das sich geändert hat, denn in den Neunzigerjahren waren viele Diskussionen vom scheinbar säkularen Niedergang der Kernstadt, vom endlosen „sprawl“ und den aufkommenden Edge Citys an der Peripherie der großen Ballungsräume geprägt. Nun werden die Kernstädte wieder positiv assoziiert, was zunächst einmal eine Frage der Bilder ist, die in den gesellschaftlichen Interpretationsraum transportiert werden – sei es über Anekdoten, sei es über statistisch ablesbare Makro-Trends.

Hinter dieser Stimmung und den Statistiken steckt natürlich empirische Substanz – weniger der populär gewordene „New Urbanism“ und sein Plädoyer für die neotraditionelle Kleinstadt, sondern

Bevölkerungs- und Raumentwicklung in den USA

Die Ergebnisse der Volkszählung 2000 in den USA werfen ein interessantes Licht auf die Bevölkerungs- und Raumentwicklung der Neunzigerjahre. Diese Dekade war die einzige des vergangenen Jahrhunderts, in der alle Bundesstaaten Einwohner gewonnen haben. Während einige große Städte (New York, Chicago), zum Teil erstmals seit Jahrzehnten, wieder durch Bevölkerungsgewinne von sich reden machen, wachsen die Stadtregionen nach innen und außen: Viele Suburbs urbanisieren, unterdessen expandieren die Ränder. Spätestens jetzt stimmt das klassische Bild der Suburbanisierung nicht mehr.

eine in der Tat bemerkenswerte Rückbesinnung auf den vorhandenen besiedelten Raum, in der Innenstadt und darüber hinaus. Standortentscheidungen von Unternehmen und Haushalten werden zunehmend auch in der Kernstadt realisiert, wie Shoppingcenter und Entertainment Districts zeigen, oder tertiäre Nutzungen und Mischformen zwischen Wohnen und Arbeiten (Loft Living). Dies gilt besonders für neue Arbeitsplätze im Sektor Medien und Technologien, denen eine große Nähe zu attraktiven urbanen Räumen nachgesagt wird. Es ist sicher kein Zufall, dass ein erheblicher Teil des Internet-„Content“ nicht im virtuellen Nirwana, sondern in den großen Metropolen erstellt wird.³ In der Nachkriegszeit stark gewachsene Regionen, etwa in Kalifornien, zehren von der rapiden Urbanisierung der Sechziger- und Siebzigerjahre und bieten Reserven zur Nachverdichtung. Diese wurden im Licht des extrem angespannten Bodenmarktes nun offenbar genutzt,

Der Staatssekretär des Paradieses

Christian G. Priber, ein unbekannter deutscher Aufklärer, gründete 1737 bei den Cherokee-Indianern den idealen Staat

Eine Frau recherchiert in einer Amsterdamer Bibliothek für eine Rundfunksendung. In einer Wartepause blättert sie zerstreut im *Dictionary of American Communal and Utopian History*. Ein Eintrag weckt ihre Neugier: Ein Mr. Priber aus Sachsen kommt 1735 nach Charlestown (South-Carolina), damals britische Kolonie, zieht 1737 weiter westwärts über die Appalachen zu den Cherokee und errichtet nach aufklärerischen Motiven ein „Kingdom of Paradise“. Von den Engländern als französischer Spion verfolgt, gerät er 1743 in ihre Gefangenschaft, in der er stirbt ...

In diese quellenarme Geschichte – auch in den USA findet sie nur wenige Unterlagen – wühlt sich Ursula Naumann akribisch hinein. Sie geht den sächsischen Spuren bis zum biografischen Bruch nach. Eine Handwerkerfamilie, die sozial aufsteigt, Kinder, aus denen was wird, ein Sohn, der das Gymnasium absolviert. In Leipzig studiert er Naturrecht und dissertiert 1722 in Erfurt, seine Arbeit mit Vorschlägen zu einer Rechtsreform ist erhalten. Er heiratet eine gute Partie, hat vier Kinder, wird 1728 Anwalt beim Oberamtsgericht in Bautzen. Ein kleiner Aufstieg, ein saturiertes Familienleben, eine langweilige Geschichte.

Es gibt keine Erklärung, warum Priber Hals über Kopf seine Familie verlässt und nach Amerika geht. Naumann stellt die Biografie – und das bekommt der Geschichte ausgezeichnet – in einen komplexeren Rah-

men: Der Mensch, die Verhältnisse, die Zeit, ihr Geist. Tatsächlich ist es eine äußerst bewegte Zeit. Die deutschen Lande laborieren noch an den Folgen des Dreißigjährigen Krieges; die geistigen Verhältnisse sind provinziell, während in England, Frankreich und in den Niederlanden die Aufklärung fortgeschrittener ist. Leipzig und Halle sind akademische Zentren, hier unterrichten Christian Wolff und Christian Thomasius. Hier etabliert sich auch das *Ius Naturae* 1700 als akademische Disziplin, jene Auffassung, dass es allgemeine, für alle Menschen geltende Rechtsgrundsätze gibt, die sich später in der Erklärung der Menschenrechte niederschlagen werden.

Auf der anderen Seite entrollt sich aus Akten des Kurfürstentums ein Bild von Ungerechtigkeit, Ausbeutung, Zwangsrekrutierungen, Denunziationen, kurz: ein Tableau bedrückender Verhältnisse. Ist es der Widerspruch zwischen den neuen Lehren von Menschenrechten und diesen niederschmetternden Zuständen, der Priber zu seinem ungewöhnlichen Schritt bewegt? Vielleicht ausgelöst durch ein konkretes Ereignis, als in Zittau 1722 „zwei Wilde indianische Printzen aus America“ zum Vergnügen der Leute vorgeführt werden? Hat Priber vielleicht *Utopia* von Thomas Morus auf der Uni gelesen? Oder ist gegen ihn ermittelt worden? Staatsfeindliche Verbindungen? – Nichts, die Quellen geben keine Auskunft. Priber taucht ab, verschwindet, Schnitt.

Amerika wird im 18. Jahrhundert mehr und mehr zur Projektionsfläche für neue Ideen und Lebensentwürfe, für Glücksritter und religiöse Neuerer. Die Auswanderung nimmt zu, auch wenn sich zwischen Erwartungen und kolonialer Wirklichkeit eine weite Kluft öffnet. Naumann mag dieses Milieu des Aufbruchs, der Enttäuschungen, des radikalen Eiferertums, des zügellosen Abenteuerertums. Es sind Europäer, die sich diese „Neue Welt“ unterwerfen, die ihre europäischen Gewohnheiten und ihre Lebensart mitbringen, und doch ist es anders als Europa. Naumann gelingt zweierlei: ein lebhaftes Bild dieser Kolonien zu skizzieren, und zweitens, aus der Randlage der Kolonien heraus die Perspektive auf die europäische Aufklärung zu werfen, eingebettet in das, worum es englischen, französischen und spanischen Herrschern geht: um Hausmacht und um imperiale Gewinne.

Der französische Marineschreiber Antoine de Bonnefoy wird von Cherokees gefangen und trifft auf Priber. Er flüchtet und berichtet von diesem seltsamen Deutschen, der sich in Kleidung und Sitten ganz den Indianern angepasst hat. Priber ist keine Heldenfigur, eher klein und untersetzt, jedoch von einnehmendem Wesen. Er spricht mehrere Sprachen, Französisch, Englisch, Latein, Cherokee. Beim Stamm ist er nicht nur akzeptiert, sondern auch angesehen, seine Stimme zählt bei den Beratungen.

Die Prinzipien seines Staates sind einfach und wenig an Zahl:

und sei es durch die zweigeschossige Nutzung von Wohnhäusern.

Hinter diesen empirischen Indizien, die zunächst eindeutig für die Städte zu sprechen scheinen, verbirgt sich aber noch keine umfassende Re-Urbanisierung. Denn bisher präferieren noch durchweg alle Altersklassen und sozialen Milieus *in der Mehrheit* suburbane sowie zunehmend exurbane, also weiter von der Kernstadt entfernt gelegene Standorte für das Wohnen, bevorzugt im eigenen Haus und in angenehmer grüner Umgebung.⁴ Dies zeigt sich auch im statistischen Befund des Census 2000, allerdings räumlich stark differenziert: Während die Kernstädte Terrain gutmachen, altern die klassischen Suburbs. Teilweise zeigen sie Tendenzen zur ausgereiften Urbanisierung, mit allen positiven und durchaus erwünschten Begleiterscheinungen von Verdichtung, Anreicherung und „social mix“, auf Kosten einer zunehmend überlasteten Infrastruktur. Teilweise folgen sie einer sich selbst verstärkenden Abwärtsbewegung (selektiver Wegzug des Mittelstands, Deinvestment, tendenzieller Verfall benachteiligter Quartiere) und

entwickeln sich zu solchen Problemgebieten, wie sie bis dato eher die Inner Citys darstellten.

■ Auf dem Weg in die Exurbs

Die zweite Bevölkerungsbewegung verläuft also in die entgegengesetzte Richtung: in die so genannten Exurbs und in ländliche Gebiete, teilweise in größerer Distanz zur Kernstadt. Das Paradebeispiel hierfür ist Nevada, dessen stürmisches Wachstum der letzten Jahrzehnte

auch auf Wachstumsgrenzen und Überlastungserscheinungen der beiden kalifornischen Großräume Los Angeles und San Francisco Bay Area (inklusive des Silicon Valley) zurückgeht. Da die Landreserven an der Küste knapp (= teuer) und planerisch stark reguliert sind, steigt der Druck auf das Inland. Hier geschieht nun das „leapfrogging“: eine entfernungsintensive Variante des zeitgenössischen Urban Sprawl. Die Besiedlung dieser periurbanen Räume erzeugt eine „Neue Geogra-

Wachstumstrends

Zu den zehn am schnellsten wachsenden Ballungsräumen der Neunzigerjahre gehören – gemessen am nordamerikanischen Level – mittelgroße Städte wie Las Vegas, Naples/Florida oder Austin/Texas und Phoenix/Arizona. Diese Stadtregionen mit zwischen 2 und 5 Millionen Einwohnern weisen die höchsten Wachstumsraten auf. Dagegen haben die großen Metropolräume beziehungsweise deren Kernstädte durch die Tatsache des Wachstums an sich

Aufmerksamkeit erlangt. Dies gilt beispielsweise für New York City, das mit erstmalig über 8 Millionen Einwohnern weiterhin die größte Stadt der USA darstellt und in den Neunzigerjahren einen Zuwachs von mehr als 9 Prozent verzeichnen konnte, oder Chicago, mit einer seit Jahrzehnten erstmals positiven Bevölkerungsentwicklung *in der Stadt* (plus 4 %). Keine Überraschung ist, dass starke Zugewinne erneut in der City of Los Angeles registriert wurden, ebenso wie in Phoenix/Arizona und Houston/Texas. Eine rückläufige Bevölkerungsentwicklung gab es

– Jeder soll nach seinen Fähigkeiten am Wohl der Republik teilnehmen. Alle Menschen sind gleich. Alle Güter sind gemeinschaftliches Eigentum.

– Das Recht eines jeden soll ebenso wie die Freiheit vollkommen gewährleistet sein, die Republik ist ein herrschaftsfreier Raum. In die Gemeinschaft kann jeder aus anderen Stämmen aufgenommen werden, auch jeder, der einer anderen Rasse oder Farbe angehört.

– Jeder soll alles bekommen, was er für seinen Unterhalt braucht. Kinder sind Gemeineigentum und werden von der Gemeinschaft versorgt und unterrichtet.

– Gleiche Rechte gelten für Frauen und für Männer. Es gibt keine Heiratskontrakte, Auflösung der Ehe, die Frauen können beliebig die Männer wechseln.

– Verstöße sollen durch ihr Gegenteil bestraft werden; doch soll alles außer Mord und Faulheit toleriert werden.

– Gründung einer Republik, regiert von einer „société générale“, die keinen Herrscher hat und nur deshalb von Pribler als „Staatssekretär“ geleitet wird, weil er der Gründer ist.

„Mit Campanella, Thomas Morus und Rousseau hat man ihn verglichen“, schreibt Hans Magnus Enzensberger über Pribler. „Soviel steht fest, daß er die einzige säkulare, naturrechtlich begründete Kommune des 18. Jahrhunderts gegründet hat.“ Für die britischen Gouverneure der Kolonien und für General Oglethorpe, der Georgia abzuschern und den Kolonialkrieg gegen die Spanier in Florida zu führen hat, ist dieser Mann ein Staatsfeind, ein Jesuit, ein französischer Spion. Dem General gelingt es, Pribler recht undramatisch festzunehmen, ins Gefängnis

von Frederica auf der Saint-Simons-Insel zu sperren, wo er unbekanntem Datums stirbt.

Möglich, dass seine Ideen einen gewissen Einfluss auf die zukünftige geistige Entwicklung der Cherokees genommen haben. Auf jeden Fall ist Pribers Projekt, ein Mix



aufklärerischer Gedanken und indianischer Traditionen, eine libertäre und interkulturelle Utopie, friedlich, vernünftig, humanistisch, fantastisch und insgesamt geeignet, unter den führenden Leuten der Kolonien massive Ängste vor einem gesellschaftlichen Umsturz auszulösen. *Balduin Winter*

Ursula Naumann: *Pribers Paradies. Ein deutscher Utopist in der amerikanischen Wildnis*, Frankfurt a. M. (Die Andere Bibliothek im Eichborn Verlag) 2001 (320 S., 54,00 DM)

phie“, die Joel Kotkin am Beispiel gut situiert Kreise aus dem informationstechnischen Milieu beschreibt.⁵ Sie sind an ihren attraktiven peripheren Wohnstandorten mit den ökonomischen Zentren vernetzt. Sie wohnen nicht mehr in der Agglomeration und verbringen nicht etwa das Wochenende oder den Urlaub am See, sondern verhalten sich räumlich genau umgekehrt. Mengenmäßig weitaus bedeutsamer als diese „upper-class nerds“ sind jedoch die Haushalte der Mittel-

schicht, die aus finanziellen Gründen in immer weiter von den Kernstädten entfernte Wohngebiete verdrängt werden. Sie können sich das teure Wohnen in den Zentren und vielen Suburbs einfach nicht leisten. Um das eigene Haus zu einem Preis von vielleicht 300 000 US-Dollar oder weniger zu realisieren, müssen sie immer weiter an den Agglomerationsrand ziehen. Es spricht derzeit wenig dafür, dass beide Trends substanzial an Bedeutung verlieren.

unter den großen Städten in Philadelphia (minus 4,3 %) und in Detroit (minus 7,5 %).

Großräumig betrachtet zieht sich ein Korridor von teilweise deutlichen Einwohnerverlusten in Nord-Süd-Richtung quer durch die Mitte der USA, von der kanadischen Grenze bis nach Texas. Demgegenüber sind die Regionen der Westküste wie auch des Nord- und Südostens durchweg durch Zugewinne gekennzeichnet. Diese fielen im Westen und im Südosten mit 19,7 beziehungsweise 17,3 Prozent relativ stark, im Mittelwesten (7,9 %) und Nordosten (5,5 %) schwächer aus. Allein der District

of Columbia – die Bundeshauptstadt Washington D. C. – hatte einen Bevölkerungsrückgang in Höhe von 5,7 Prozent zu verzeichnen. Damit hat sich der Schwerpunkt der Bevölkerung in den USA in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts vom Mittelwesten und Nordosten in Regionen im Süden beziehungsweise Westen verlagert. Die Anteile dieser Regionen an der Gesamtbevölkerung sind daher stark gestiegen. Der Bundesstaat mit der stärksten Wachstumsrate in den Neunzigerjahren war Nevada. Dort betrug der Zuwachs 66,3 Prozent (fast 800 000 Einwohner); Nevada

Als Prototyp dieser Entwicklung, die das gewohnte Bild von Kernstadt und Suburb definitiv verändert, gilt der Korridor entlang des Interstate Highways I-85 zwischen North und South Carolina beziehungsweise Georgia. Im Unterschied zu den schon sehr viel früher und dichter besiedelten Regionen etwa Kaliforniens verfügt der Südwesten, einst klassisches Agrarland, über großzügige Raumreserven und ist weniger stark durch natürliche Faktoren begrenzt (wie Wüsten, Küstenlinien, Gebirgszüge). Daher sind die Ausbreitungsbedingungen hier deutlich besser – kein Wunder, dass die Wachstumsraten beachtliche Größenordnungen erreichen. Früher ländliche Gebiete in größerem Abstand zu den Städten haben kontinuierlich an Bevölkerung gewonnen, füllen die unbesiedelten Teilräume zwischen den alten Zentren auf und erzeugen „sprawl beyond sprawl“ – also jene hybriden Strukturen, die nur schwer zu den traditionellen Kategorien der Stadtanalyse passen wollen.⁶

In der Interpretation dieser Muster sind sich Beobachter allerdings uneinig: Während der Historiker Kenneth Jackson schon einen neuen Trend in Richtung urbaner Dichte verkündet, der das Jahrhundert der Suburbanisierung ablöse, erwarten andere das Entstehen einer suburbanen Megalopolis, die es bisher so noch nicht gab. Konsens scheint aber darüber zu bestehen, dass die traditionellen Begriffe nicht mehr taugen: „The geographical definition of suburb is outdated and has to be changed.“⁷

Ein deutlicher Unterschied zu den Siebziger- und Achtzigerjahren ist zweifellos, dass das Wachstum dieser „Suburbs“ nicht mehr auf Kosten der Central Citys erfolgt. Die massive Immigration in den Neunzigerjahren hat eine neue Dynamik in die Kernstädte gebracht. Sie profitieren von der Einwanderung etwa der Hispanics, deren soziale Netzwerke offenbar eine Vorliebe für die Innenstädte besitzen. In den meisten Großstädten stellen die Weißen heute bereits nicht mehr die Bevölkerungsmehrheit. Im Grunde

liegt nun schon seit vier Dekaden an der Spitze des Bevölkerungswachstums in den USA. Auch die nächstplatzierten, sich dynamisch entwickelnden Bundesstaaten liegen im Westen: Arizona, Colorado oder Idaho. Mengenmäßig bedeutsam sind dabei auch die Wachstumsraten bevölkerungsreicher Bundesstaaten wie Texas und Kalifornien; starke Zuwächse gab es außerdem in Washington State, Florida, Georgia und North Carolina. Die Bewegung vom Rustbelt des Nordostens in den südlichen Sunbelt hält an, wenn auch modifiziert.

Das, was für die Umweltpartei der Moment der Wahrheit sein sollte, hat offiziell eine Zersetzung bestätigt, die seit über einem Jahr umging, bislang beschwichtigt im Namen der Wahlen.“ Vernichtend die Einschätzung einer Kommentatorin über die zweitägige Sitzung des nationalen Koordinierungsausschusses der *Verdi* Mitte Juni.

Vier Wochen nach den Wahlen hatten die italienischen Grünen Bilanz ziehen wollen; man hatte sich viel vorgenommen für dieses Wochenende: Herausfinden, warum und wie es zu einem derart negativen Wahlergebnis kommen konnte; die eigene Zukunft reflektieren und über den Weg zur Konstituierung des „neuen grünen Subjekts“ entscheiden; Klarheit schaffen über die Kräfteverhältnisse innerhalb der Partei und die sich abzeichnende innere Spaltung ...

In der Presseankündigung dazu war festgestellt worden, dass seit dem Vorschlag des Ex-Landwirtschaftsministers Alfonso Pecoraro Scanio am Tag nach den nationalen Wahlen, die Partei aufzulösen und stattdessen eine neue Verbraucher-Bewegung ins Leben zu rufen, eine nicht mehr enden wollende Debatte entstanden sei.

Einige der „historischen Vertreter“ der Bewegung – darunter Ex-Umweltminister Edoardo Ronchi und der frühere Parteisprecher Luigi Manconi –, von denen viele nicht wieder aufgestellt worden waren, hatten Anfang Juni eine eigene Gruppe ins Leben gerufen, um über die Zukunft des Ambientalismus in der italienischen Politik zu diskutieren. Sie hatten angekündigt, sofern nicht ein echter demokratischer Kongress anberaumt werde, autonom einen solchen einzuberufen und ein politisches und organisatorisches Netz ins Leben zu rufen, welches, ausgehend von den lokalen Gegebenheiten, die grüne Identität wieder aufwerfe.

Herausgekommen ist auf dieser Sitzung der Erhalt des Status quo inklusive des bisherigen Leitungsgremiums und eine Vertagung aller perspektivischen Fragen auf einen Kongress gegen Ende des Jahres.

An den Beschlussfassungen am zweiten Tag hatten allerdings zahlreiche innerparteiliche Kritiker wie der frühere Umweltminister Edo Ronchi gar nicht mehr teilgenommen. Eine Reihe von Regionsabgeordneten war mit der Erklärung gegangen, sie würden diese Leitung nicht mehr anerkennen und eine eigene nationale Versammlung einberufen. Giorgio Gardiol zog gar den Vergleich, der *ACI* (der italienische nationale Automobilclub) sei demokratischer als die *Verdi*. Einziges „Ergebnis“ war, dass die *Verdi* ihre Autonomie bekräftigt haben und einen *Ulivo* „mit nur zwei Beinen“ ablehnen.

Der bisherige Ministerpräsident Giuliano Amato hatte zuvor nämlich in einer Erklärung zur weiteren Arbeit des *Ulivo* festgehalten, dass so wichtige Fragen wie die Globalisierung gemeinsam in Angriff genommen werden müssten. Und

Francesco Rutelli hatte die Grünen ziemlich unverblümt aufgefordert, sich dem Projekt der *Margherita* anzuschließen, welches darauf hinauslaufen soll, aus dem Wahlbündnis eine Partei zu machen. Der Umweltschutz sei längst kein ureigenes grünes Thema mehr, sondern insgesamt in der *centrosinistra* verankert.

Ex-Landwirtschaftsminister Alfonso

Pecorario Scanio freute sich dagegen, dass sie nun, da sie in der Opposition sind, keine Kompromisse mehr eingehen müssten. Da die Grünen nun nicht mehr Teil der Regierung sind, würden sie wieder Grüne werden. In Anspielung auf den Misserfolg des Wahlbündnisses mit den Sozialisten – „Niemand ist so dumm, den gleichen Fehler zweimal zu machen.“ – sieht er die Zukunft der Grünen in der Autonomie, wenngleich er Flexibilität bei Wahlen für sinnvoll hält – also doch Wahlbündnisse.

Der Rest bestand in gegenseitiger Schuldzuweisung: Massimo Scalia warf der Leitung vor, sie klebe an ihren Ämtern; Grazia Francescato bescheinigte den Kritikern kindisches Verhalten. – Gardiol behauptete, der größte Mangel der Grünen sei, dass sie zentralistisch geworden seien und ihre Exponenten sich „vergoldet“ hätten. Maurizio Pieroni dagegen, der größte Irrtum sei die exzessive Anbindung an den *Ulivo* gewesen, die gerade Manconi und Scalia zu ihrer Zeit (*Anm.: bis zu den Europa-Wahlen*) betrieben hätten, und dass die Kurswendung in der nachfolgenden Phase nicht entschieden genug erfolgt sei. Kritikern wie Scalia und Manconi wird unterstellt, sie seien sauer, weil sie keine sicheren Wahlkreise bekommen hatten und nicht wieder im Parlament vertreten seien.

Neue politische Perspektiven sehen die Kritiker aus der Gruppe vom 2. Juni darin, von der lokalen Ebene her die Initiative zu ergreifen. In diesem Sinne wollen sie mit Provinz- und Regionsversammlungen ihren zukunftsweisenden Kongress für den Herbst vorbereiten. – Grazia Francescato hatte nach dem kleinen Erfolg des *Ulivo* bei den lokalen Stichwahlen Ende Mai schon erklärt, dass „von unten“ wieder begonnen werden müsse, Terrain zu gewinnen, und die *Verdi* eine Strategie ausarbeiten müssten, um vor allem lokal zu agieren.

Im Moment wird allerdings erst einmal „global“ agiert: An erster Stelle steht zur Zeit das G8-Treffen in Genua. Francescato hat an Medien und Regierung appelliert, den Protest nicht als eine Frage der öffentlichen Ordnung zu behandeln. Bei der Regierung rannte sie damit offene Türen ein: Silvio Berlusconi hat in seiner Antrittsrede nicht nur den Dialog mit den Gegnern der Globalisierung befürwortet, sondern sich auch mit vielen ihrer Prinzipien einverstanden erklärt und eine Initiative der italienischen Regierung angekündigt.

Annemarie Nikolaus

ITALIEN

Die Grünen zanken sich

haben Asiaten und Hispanics – vorläufig – die Stadt gerettet. Währenddessen hält der Exodus der weißen Mittelschichten aus den alternden Suburbs der ersten und zweiten Generation in die entfernt gelegenen Exurbs und die aufkommenden mittleren Großstädte an, teilweise begleitet von Re-Migration in die Zentren (etwa im Zuge weiterer Gentrifizierung) sowie von der Suburbanisierung bisheriger Minderheiten. Diese Überkreuz-Bewegungen sind offenbar weit verbreitet.

So hat New York City mit dem Magneten Manhattan eine Dekade der Prosperität hinter sich. In seinem weiteren Einzugsbereich in Upstate New York, New Jersey und Connecticut konnten einige Kernstädte stark zulegen, vor allem aufgrund der Immigration. Doch liegen die Kreise mit der höchsten Wachstumsrate an der äußeren Peripherie.

■ Boom-Region San Francisco Bay Area

In der San Francisco Bay Area zeigen sich die Grenzen des Wachstums wie in einem Brennglas. Aufgrund des außerordentlichen Booms im Silicon Valley der Achtziger- und Neunzigerjahre ist dieser Einzelfall zwar schwer verallgemeinerbar, doch machen seine Extreme das ganze Problem sehr anschaulich. Die Bevölkerung der Gesamtregion der Bay Area (9 countys nördlich und südlich von San Francisco sowie auf der Westseite der Bay) hat in den Neunzigerjahren um 12,6 Prozent von circa 6,2 auf über 7 Millionen Einwohner zugenommen. An diesem Wachstum hatten die älteren Großstädte San Francisco und Oakland eher geringen Anteil. San Jose ist mittlerweile die größte Stadt der Region, wenn auch nicht die bedeutendste; sie erfüllt aber weit mehr als nur die Funktion eines Hinterlandes für San Francisco.

Am schnellsten gewachsen sind die kleineren Städte in den Randbereichen der Bay Area. Brentwood am östlichen Rand, fast schon im Central Valley gelegen, verdreifachte seine Bevölkerung in zehn Jahren auf nunmehr über 23 000; Windsor im nördlichen Sonoma County wuchs um 70 Prozent auf über 22 000. Concord im östlichen Contra Costa County, mit Anschluss an die BART-Metro, war einst die ultimative Bedroom-Community, mit 86 Prozent weißer Bevölkerung. Von den 121 780 Einwohnern im Jahr 2000 sind nunmehr allein 22 Prozent Hispanics. Stadtbild und Stadtleben sind immer mehr von Einwanderern aus Mexiko, Asien, Osteuropa und Afrika geprägt. In vierzig Jahren, so eine regionale Prognose, hat die gesamte Region 57 Prozent mehr Einwohner als 1990, wovon der überwiegende Teil östlich und südlich der Bay sowie – vor allem – draußen im Central Valley wohnen wird.⁸

■ Und wohin geht's?

Die bisher vorliegenden Ergebnisse des Census 2000 vermitteln ein interessantes Mosaik der demographischen Entwicklung in den USA. Daten zum sozialen Status, zur Zusammensetzung der Haushalte oder zu Pendlerbeziehungen ergänzen dieses Bild. Als Zwischenfazit seien vorläufig folgende Punkte notiert:

– Sub-, Ex- und Reurbanisierung in den Metropolen Nordamerikas verlaufen parallel und zunehmend heterogen; es stellt sich die Frage, inwieweit hier noch von einem einheitlichen Muster die Rede sein kann („Amerikanisierung“). Das Bild der gesamten Stadtregionen wird räumlich und sozial komplexer, vor allem als Folge der Immigration und durch beschleunigte Verwertungszyklen der einzelnen Standorte.

– Dies zeigt sich im Mikromaßstab an den klassischen Suburbs. Sie machen einen Zyklus durch, der teilweise der Entwicklung der Kernstädte in der Nachkriegszeit entspricht. Das stereotype Bild der „bedroom community“, ohnehin ein zweifelhaftes Klischee, wandelt sich zu einem heterogenen, kaum typisierbaren Patchwork.

– Dieses Patchwork verändert natürlich auch das tradierte Bild der ganzen Stadt (-region). Anker der städtischen Konzentration ist schon lange nicht mehr ein Zentrum; den Ausschlag gibt eher das feinjustierte Spiel des Bodenmarktes – vor dem Hintergrund der politisch-ökonomischen Randbedingungen. Eine zentrale Rolle spielt offenbar das Diktat von Erreichbarkeit und Motorisierung: Rückgrat der entstehenden Raumnutzung ist in den meisten Fällen ein Highway-Korridor.

– Der oft beschworene „Sprawl“ ist zwar die Projektionsfläche von Umweltgruppen und kritischer Stadtforschung und -planung: richtigerweise in der Kritik des endlosen Flächenwachstums, aber als Begriff und Konzept zur Analyse des dokumentierten Wandels schon zu undifferenziert. Und auch als argumentatives Vehikel für „Smart Growth“ und „New Urbanism“ scheint er immer weniger geeignet.

Die Interpretation und Bewertung dieser Entwicklung stehen unter dem Vorbehalt weiterer empirischer Befunde. Aus Sicht der Raumforschung interessiert weniger die Überprüfung der „großen“ Trends („Sprawl“ vs. Reurbanisierung), sondern



eher der Blick hinter die Kulissen der fragmentierten Stadtlandschaft: Wie Stadträume strukturiert sind, wie sie raumzeitlich genutzt werden, welchen Lebenszyklus konkrete Orte haben – das sind die offenen Fragen.

Unklar ist auch noch, welche Konsequenzen aus dieser neuen städtischen Realität für Politik und Planung resultieren können. Es spricht viel dafür, dass die soziale Polarisierung der Städte auch unter den skizzierten Bedingungen fortschreiten wird. Dass der ökologische Fußabdruck die vorhandenen Ressourcen aufzehrt – wie auch immer dies zu definieren ist – scheint ebenso gewiss. Infrastrukturu-

ren im Bereich Verkehr, Ver- und Entsorgung arbeiten extrem am Limit. Die amerikanischen Stadtregionen demonstrieren insofern nicht nur eine Wiederkehr der Städte, sondern auch – und das par excel-

lence – Welch hohen Druck ökonomische Prosperität regional ausübt und wo sich dieser Druck entlädt. Auch offensichtliche Wachstumsgrenzen werden dort, wo es eben noch geht, systematisch hinausgeschoben und überschritten. Und dann stellt sich die Frage immer wieder neu: Wohin? ■

- 1 U. S. Census Bureau (2001): Population Change and Distribution 1990 to 2000. Census 2000 Brief, released April 2001. By M. E. Perry, P. J. Mackun et al., Washington D. C. (im Web unter: factfinder.census.gov). Diese Statistik bezieht sich nur auf die Veränderung der Bevölkerung in den Raumeinheiten; sie macht keine Aussagen über Art und Umfang der Flächennutzung und ob die zusätzliche Bevölkerung neu urbanisierte Fläche beansprucht oder nicht.
- 2 Außerdem wird vermutet, dass eine bessere Erfassung der Bevölkerung zu diesem statistischen Bild beigetragen hat, verglichen mit früheren Zählungen. Dieser Punkt ist zugleich Gegenstand kontroverser Diskussion. Kritiker bestreiten, dass der Census tatsächlich die Gesamtbevölkerung erreicht hat. Angeblich sind bis zu 3 Mio. Menschen aufgrund statistischer Fehler nicht mitgezählt worden, insbesondere Immigranten und Farbige (zudem konnte bei dieser Zählung erstmals mehr als eine Rasse angegeben werden, was die Konfusion erhöht hat). Der dokumentierte Trend dürfte aber insgesamt relativ eindeutig sein.
- 3 Vgl. Matthew A. Zook (2000): „The web of production: the economic geography of commercial Internet content production in the United States“,

in: *Environment and Planning A*, 32 (3), S. 411-426.

- 4 Martha Farnsworth Rich (2001): The implications of changing U. S. demographics for housing choice and location in cities. Discussion paper, prepared for the Brookings Institution Center on Urban and Metropolitan Policy (im Web unter: brookings.edu/urban).
- 5 Joel Kotkin (2000): *The New Geography. How the Digital Revolution Is Reshaping the American Landscape*, New York (S. 38 ff.).
- 6 „Bands of Suburbs have started to merge with each other along Southern Transportation Corridors, in some cases forming almost unbroken chains of medium-density areas hundreds of miles long – from Atlanta to Raleigh along Interstate 85, or from Washington to Norfolk“; in: „The New Look Suburbs: Denser or More Far-Flung“, *The New York Times*, 17.4.2001, S. A1/A14. – Zum Beispielfall Atlanta/Georgia siehe auch *Kommune* 8/00.
- 7 Zit. nach: Leon Bouvier, ebd. (*NYT*).
- 8 Daten zur Bay Area auf Basis des Census 2000, nach Zusammenstellungen des *San Francisco Chronicle*, März/April 2001 (im Web unter sfgate.com).